

■ JAY WINTER

Die Generation der Erinnerung.

Reflexionen über den »Memory-Boom« in der zeithistorischen Forschung

»Wer Erinnerung sagt, sagt Shoah.«¹ So die kryptische Bemerkung Pierre Noras, einem der Väter des Memory-Booms, der in den letzten zwanzig Jahren unter Historikern ausgebrochen ist. Der französische Politikwissenschaftler und Herausgeber beim Hause Gallimard ist *agent provocateur* eines der einflußreichsten Unternehmen der Kulturgeschichte der letzten zwanzig Jahre: *Les lieux de mémoire*. Für diese Reihe imposanter Bände, die zwischen 1984 und 1992 veröffentlicht wurden, hat Nora Aufsätze führender französischer Gelehrter eingeworben, um eine Bestandsaufnahme des derzeitigen Wissens und der Hypothesen über Erinnerung im historischen Kontext Frankreichs vorzulegen – Erinnerung, wie sie in Denkmälern, Objekten, Straßennamen, Zeremonien, Legenden und Mythen, von politischen Parteien und in historischen Werken festgehalten wird. Der Erfolg dieses Projekts ist beeindruckend. Die Sammlung hat sich allein in Frankreich über eine Million mal verkauft. Alle Essays sind bereits in einer dreibändigen Ausgabe der Columbia University Press mit dem etwas sonderbaren Titel *Realms of Memory* auf englisch publiziert worden; die übrigen Teile werden demnächst in einer vierbändigen Ausgabe der University of Chicago Press erscheinen. Eine Untersuchung deutscher Erinnerungsorte wird zur Zeit erarbeitet, gleiches gilt für Italien und Portugal.² Überall in der westlichen Welt haben Historiker und Historikerinnen der älteren und jungen Generation mit Hilfe verschiedenster Definitionen Erinnerung als zentrales strukturierendes Konzept ihrer Arbeit ausgemacht, während die Perspektiven der Zunft bislang von Begriffen wie Klasse, Rasse und Geschlecht geprägt waren. Diese sind sicherlich nicht verschwunden, doch ihre Bedeutung hat sich gewandelt und ist in mancher Hinsicht durch Ansätze, die der Erinnerung verpflichtet sind, verdrängt worden. Offensichtlich ist etwas Bedeutendes in unserer Disziplin geschehen, dem wir mehr Aufmerksamkeit widmen sollten als einem nur vorübergehenden Modethema. Wo können also die Wurzeln des Memory-Booms ausgemacht werden, wie ist er zu deuten? Hat Nora Recht mit seiner Behauptung, es handle sich um einen der kulturellen Nachklänge des Holocaust? Sicherlich hat der Holocaust zahlreiche Reflexionen über den Begriff der Erinnerung, des Traumas und der Geschichte insgesamt inspiriert. Aber es gibt andere, charakteristische Quellen der aktuellen Ob-

5

1 Zit. nach: James E. Young, *The Texture of Memory: Holocaust Memorials and Meaning*, New Haven 1993, S. 12.

2 Ich danke Peter Burke sowohl für die Information über diese Unterfangen als auch für allgemeine Bemerkungen über den vorliegenden Beitrag. Zu Deutschland siehe vor allem: Etienne Francois/ Hagen Schulze (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte I*, München 2001.

session, mit der Erinnerung thematisiert wird, und die sich aus einer Vielzahl sozialer, kultureller, medizinischer und ökonomischer Trends speisen. Alle diese Ursprünge einer Reflexion über Erinnerung, so möchte ich im folgenden zeigen, haben ihre jeweils eigene innere Logik und Beschaffenheit; in ihren Auswirkungen jedoch multiplizieren sie die Facetten des Phänomens eher, als daß sie sie addieren. Mit anderen Worten, der Memory-Boom floriert, da die ihm zugrundeliegenden Impulse zu einem größeren Ganzen werden, als nur zur Summe ihrer Teile.

1. Erinnerung und Gedenken

6

In Europa hat es eine vielschichtige und lange Debatte über die möglichen Formen des Gedenkens an den Holocaust gegeben. Diese Projekte sind zu Magneten für Dispute und Kontroversen geworden, aber ganz gleich, was man über die Möglichkeit oder den Wunsch, den Holocaust darzustellen, denken mag – die Frage an sich hat viele Menschen innerhalb und außerhalb Europas inspiriert, über Begriff und mögliche Arten von Erinnerung, die durch andere Projekte des Gedenkens angeregt werden, nachzudenken. Viele dieser Debatten betreffen staatlich geförderte und nationale Projekte. Der nationale politische Fokus dieser Debatten enthüllt jedoch nur die Allgegenwärtigkeit des Memory-Booms. Der Staat ist keinesfalls der wichtigste oder gar einzige Ausgangspunkt des Interesses an Erinnerung, auch nicht im Hinblick auf den Holocaust. Wieder müssen wir uns Prozessen zuwenden, die von vielen verschiedenen Quellen entspringen. Einige sind direkt am Hebel der Macht angesiedelt, andere wiederum nicht.

Staatliche Eliten haben ein offensichtliches Interesse an der Legitimierung bestimmter Narrative. Häufig ist daher das, was man mit »kollektiver Erinnerung« meint, eine offizielle Meistererzählung, die Machtansprüche kulturell rechtfertigt. Erinnerungsarbeit konzentriert sich jedoch auch auf andere Bereiche. So haben Globalisierung und europäische Integration einige der schillerndsten nationalen Narrative verblassen lassen, in anderen Fällen ist der Nationalismus eine direkte Antwort auf die vermeintlichen Gefahren der Globalisierung: Einige französische Beobachter halten das Internet für einen weiteren *défi américain*, welcher die französischsprachige Welt mit dem Aussterben bedroht.

Das oft herbeigewünschte Ende nationaler Rhetorik und territorialen Denkens ist noch nicht in Sicht, aber staatsnahe Traditionen konkurrieren nun häufiger mit regionalen oder ethnischen Traditionen. Auf beiden Seiten des Atlantiks, im entwickelten »Norden« und im sich entwickelnden »Süden«, fordern zahlreiche ethnische Gruppen und unterprivilegierte Minderheiten ein Mitspracherecht in Sachen »kollektiver Identität« ein als Recht auf Handlungsfreiheit und Selbstbestimmung. Diese Kämpfe bringen die Konstruktion neuer Narrative mit sich, eines selbst definierten Gebrauchs der eigenen Vergangenheit. Kollektive Erinnerung ist jedoch ein Begriff, der nicht auf ein Set von Geschichten reduziert werden sollte, die durch oder über einen Staat entstanden sind.

2. Identitätspolitik

Ein zweiter Grund für die ausgeprägte Orientierung der heutigen »Generation der Erinnerung« ist die »Identitätspolitik«. Aus ihr entsteht die Entwicklung und Verbreitung von Narrativen über die Vergangenheit.³ Ein gutes Beispiel hierfür ist die Plazierung des United States Holocaust Memorial Museum an der Mall in Washington, D.C. An diesem heiligen Ort bringt es sowohl universelle Wahrheit als auch jüdisch-amerikanischen Stolz zum Ausdruck. Nach der Anmerkung eines Literaturwissenschaftlers aus einem völlig anderen Kontext, präsentiert das Museum eine Geschichte jenseits aller Maßstäbe im Stile einer Identitätspolitik, die aus dem Bindestrich heraus lebt, dem Bindestrich ethnischer Politik.⁴

Das United States Holocaust Memorial Museum ist in vieler Hinsicht ein spektakulärer Erfolg, eine herausragende Errungenschaft, die Millionen von Menschen jeden Alters die sich einbrennenden Bilder eines Verbrechens ohne Gleichen vor Augen führt. Wenn den Besuchern gleich zu Beginn des Rundgangs Ausweise von Holocaustopfern ausgeteilt werden, macht sie das automatisch zu Mitgliedern einer trauernden Familie, die, unter anderem, eine jüdische Familie ist. Ethnischer Stolz und ethnische Trauer sind dort gleichermaßen präsent.

Die Präsentation freilich kann ihrem Standort nicht entkommen. Das Museum ist umgeben von den erlösenden Momenten der amerikanischen Meistererzählung an der Mall. Diese erzählen uns von einem weiter gefaßten Kampf um Toleranz, Glaubensfreiheit, um Freiheit vor Verfolgung. Sie ordnen den Holocaust ein in das amerikanische, sich als universell betrachtende Narrativ.⁵ Hier sind wir nun endgültig auf der rechten Seite der jüdisch-amerikanischen Bindestrich-Identität angekommen. Das Museum bildet das Verbindungsstück.

Es hat viele andere Beispiele des Gedenkens als Ausdruck der tragischen Geschichte verfolgter Minderheiten gegeben. Die Happenings um das sogenannte *aids quilt* etwa, einem riesigen, von Infizierten aus den gesamten USA selbst zusammengefügten Flickenteppich, den sie zu Beginn der 1980er Jahre auch auf der Mall in Washington, D.C. ausbreiteten, um der Opfer der Epidemie zu gedenken und die vorurteilslose Auseinandersetzung mit Aids in der amerikanischen Öffentlichkeit voranzutreiben.⁶ Denkmäler für den Freiheitskampf der African Americans erheben denselben Anspruch, wie auch Versuche der letzten Jahre, die Inhaftierung japanischer Amerikaner während des Zweiten Weltkriegs darzustellen. Auch hier werden Bindestrich-Identitäten (der African- bzw. Asian-Americans) durch Gedenken gestärkt.⁷

In Lateinamerika und anderswo hat Erinnerungsliteratur Geschichten gerettet, die von Militärdiktaturen mit Füßen getreten wurden. Es handelt sich um Ge-

7

3 Vgl. Allen Megill, *History, Memory, Identity*, in: *History of the Human Sciences* 11 (1998), S. 37-62; Jeffrey K. Olick, Joyce Robbins, *Social Memory Studies: From »Collective Memory« to the Historical Sociology of Mnemonic Practices*, in: *American Review of Sociology* 14 (1998), S. 105-140.

4 Gustavo Perez Firmat, *Life on the Hyphen: The Cuban-American Way*, Austin 1994.

5 Peter Novick, *The Holocaust in American Life*, Boston 1999.

6 Vgl. Marita Sturken, *Tangled Memories: The Vietnam War, the AIDS Epidemic, and the Politics of Remembering*, Berkeley 1997.

7 Dolores Hayden, *The Japanese-American Monument in Los Angeles*, in: Jay Winter/ Emmanuel Sivan (Hg.), *War and Remembrance in the Twentieth Century*, Cambridge 1999, S. 142-160.

schichten über Grausamkeit und Unterdrückung, die sich, werden sie erst einmal erzählt, in Akte des Widerstands verwandeln. Durch die Erzählung kommen die Stimmen der Toten und Verstümmelten zu Wort. In dieser Weise ist auch die Wahrheits- und Versöhnungskommission in Südafrika Brennpunkt der Befreiung unterdrückter Erinnerung gewesen. Bisweilen werden die Grenzen zwischen Wahrheit und Fiktion durch dieses Geschichtenerzählen verwischt. Wie Doris Sommer formulierte: Die Grenze zwischen Informieren und Darstellen ist fließend und durchlässig.⁸ Selbst wenn diejenigen, die ihre Geschichten erzählen, von dem abweichen, was durch andere Quellen verifiziert werden kann, steht die Stimme der Zeugen doch für eine allgemeine Wahrnehmung von Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Identitätspolitik ist hier eine Sammlung von Erzählungen, eine »Gegengeschichte«, welche die falschen Verallgemeinerungen einer ausschließenden Geschichtsschreibung in Frage stellt. Oft genug stammt letztere von Autoren, die in eurozentrischen und imperialistischen Konzepten darüber nachdenken, was Vergangenheit ausmacht.⁹ Diese Dimension des Memory-Booms hat im Hinblick auf Aussagen zum Holocaust eine sehr geringe Bedeutung, aber sie sagt uns viel über andere Narrative der Unterdrückung.

Die Entwicklung in der Informationstechnologie liefern eine weitere Erklärung, weshalb der Memory-Boom seit einer Generation einen solchen Aufschwung erlebt. Seit den sechziger und siebziger Jahren können audiovisuelle und nun auch computergestützte Datenbanken die Stimmen der Opfer festhalten und bewahren. Ihre Geschichten können erfaßt werden, und indem wir ihnen zuhören und zuschauen, kommen wir mit ihrem Leben und ihren Schicksalsschlägen in Berührung.

Teilhabe an dieser Zeugenschaft ist ein zentraler Kern des Aktes, den Stimmen der Opfer Beachtung zu schenken. Die religiösen Untertöne sind dabei kaum zu überhören. Die Begegnungen gleichen einer Art Handauflegen. Die Person, die gelitten hat, weiß um ein Mysterium – das Mysterium des Bösen und das Wunder des Überlebens – und wir, die wir zuhören, können so Zugang zu diesem Mysterium finden und des Wunders teilhaftig werden.¹⁰ Es ist sehr schwierig, diesen Akt historisch genauer zu untersuchen, denn er erfordert eine Art Aneignung des Leidens, das viele problematische moralische Fragen aufwirft. Dominick LaCapra zieht für seine Analyse der teilhabenden Zeugenschaft Begriffe der Psychoanalyse heran.¹¹ Ich wage allerdings zu bezweifeln, ob »Übertragung« wirklich einen Zugang zur Interaktion zwischen Erzählenden und Zuhörenden solcher Geschichten bieten kann.

Zeitgleich mit dem Aufbau von Archiven, in denen persönliche Leidensgeschichten von Holocaustopfern und anderen Überlebenden von Unterdrückung und Unrecht ihren Platz fanden, hat der Begriff der »Zeugenschaft« öffentliche Anerkennung in einem noch ganz anderen Sinne erfahren. Angefangen vom Eichmann-Prozeß im Jahre 1961 bis hin zu den französischen Prozessen gegen Barbie, Touvier und Papon haben sich Täter und Opfer als Zeugen gemeldet, Männer wie etwa Leon Welizcker-Wells, der es sich zum Lebensziel gemacht hat, von seinen Erfahrungen in einem Son-

8 Doris Sommer, *Proceed with Caution, When Engaged by Minority Writing in the Americas*, Cambridge 1999, S. 115.

9 Vgl. Werner Sollors Einführung zu Genevieve Fabre/ Robert O'Meally (Hg.), *History and Memory in African-American Culture*, Oxford 1994, S. 7-8.

10 Siehe hierzu Sommer, *Proceed with Caution*, S. Kapitel.

11 Dominick LaCapra, *History and Memory After Auschwitz*, Ithaca 1998, S. 8.

derkommando zu berichten. Literarische Erinnerungen von KZ-Überlebenden sind ebenso als Akte des Zeugnisablegens geschrieben worden. Der Erfolg von Primo Levis Büchern ist nur eines unter vielen Beispielen.

Hier ist der Zeitpunkt wichtig. Auch in den vierziger und fünfziger Jahren gab es solche Zeugen bereits, aber ihre Stimmen waren Randerscheinungen im öffentlichen Diskurs über den Zweiten Weltkrieg. Heroische Erzählungen des Widerstands waren für die Wiederbelebung der politischen Kultur der durch Besatzung und Kollaboration gedemütigten Länder von größerem Nutzen.¹² In den sechziger und siebziger Jahren jedoch hatte diese erzählende Arbeit ihre Aufgabe vorerst erfüllt; der Übergang zur Stabilität der Nachkriegszeit war vollendet. Es gab jetzt Raum und Gelegenheit für die Opfer der Lager, sich zu melden, und sie meldeten sich. Einige ihrer Botschaften unterstützten die Identitätspolitik, besonders den andauernden Kampf gegen Antisemitismus und Holocaustleugner. Jedoch bedeutete die Entdeckung der Zeugen auch die Wiederbelebung von Stimmen, die zwar bereits die gesamte Zeit über hätten gehört werden können, nun aber Geschichten erzählten, die nicht zum heldenhaften Modell des Widerstands paßten. Diese Art Zeugnis abzulegen war nun eine andere, vielleicht schwierigere Form von Widerstand.

Auch bei der Wiederentdeckung der Zeugen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion im Jahr 1989 spielte Identitätspolitik eine wichtige Rolle. Ein ganzer Teil Osteuropas wurde plötzlich seiner politisch dominanten Narrative beraubt, Deutschland im Nachdenken über eine gemeinsame Vergangenheit wiedervereint. Von Potsdam bis Moskau tauchten unzählige Dokumente auf. Sie ermöglichten ein intensives Erforschen der Taten und Erfahrungen mehrerer Generationen von Männern und Frauen, deren Stimmen zum Schweigen gebracht worden waren. In den 1990er Jahren konnten auch hier Zeitzeugen wieder selbst zu Wort kommen. Schließlich sind noch die Stimmen chinesischer Emigrantinnen und Emigranten zu nennen, die jedoch weniger für Identitätspolitik stehen als für die brutale Unterdrückung der Kulturrevolution und der Studenten auf dem Tiananmenplatz. Allein all diese Geschichten aufzuzeichnen, wird Jahrzehnte dauern. Indem sie dies tut, unterstützt die historische Wissenschaft den Prozeß neuer politischer und ethnischer Identitätsbildung in vielen Krisenregionen.

3. Wohlstand und Gedenken

Ich habe versucht, die facettenreiche und eklektische Natur des Memory-Booms hervorzuheben. Es hat politische, technologische und philosophische Impulse gegeben, dem Thema Erinnerung in vielen Diskursen Vorrang einzuräumen. Ich möchte mich nun der Demographie und ihrer sogenannten Kohortenanalyse zuwenden, die es erlaubt, einzelne Generationen und ihre spezifischen Geschichten in den Blick zu nehmen. Eine Dimension des Memory-Booms kommt dadurch noch klarer zum Vorschein: Es geht oft mehr um diejenigen, die sich erinnern, als um die Ursprünge dessen, was erinnert wird, und dies ist zentraler Teil der Ursache, weshalb heute derart viele Menschen von Erinnerung sprechen.

12 Pieter Lagrou, *The Legacy of Nazi Occupation: Patriotic Memory and National Recovery in Western Europe 1945-1965*, Cambridge 1999.

Im Westen sind Wohlstand und Überfluß wichtige Voraussetzungen für den Memory-Boom gewesen. Steigende Löhne und höhere Ausgaben für Bildung seit dem zweiten Weltkrieg haben auch die Nachfrage nach kulturellen Werten erhöht. Hier spielt das wachsende allgemeine Bildungsniveau eine zentrale Rolle. Seit den sechziger Jahren gibt es immer mehr Hochschulabsolventen, denen Bildung den Zugang zu und den Wunsch nach vielfältigen kulturellen Aktivitäten ermöglicht hat. In Großbritannien ist beispielsweise die Anzahl der Studierenden nach dem *Robbins Report* von 1963, der allen, die die Zulassungsbedingungen erfüllen, das Recht auf kostenlose Hochschulbildung garantierte, dramatisch gestiegen. 1990 besuchten dort mindestens dreimal so viele Menschen eine Universität wie noch dreißig Jahre zuvor. Den gleichen Aufwärtstrend im tertiären Bildungsbereich kann man in ganz Europa und in den USA nach 1960 feststellen. Ein Teil dieses Wachstums beruht auf demographischen Ursachen: Die »Babyboom-Generation« wurde erwachsen. Aber nicht nur die Fruchtbarkeit in der Nachkriegszeit spielt eine wichtige Rolle. Die Systeme höherer Bildung unterscheiden sich zwar deutlich, doch auch mit einer Vielzahl unterschiedlicher Abschlüsse ist ein internationaler Trend offensichtlich. Verglichen mit 1960 gab es in Deutschland 1990 achtmal so viele Studentinnen und Studenten; in Frankreich im gleichen Zeitraum sechsmal, in Belgien, Dänemark und den USA fünfmal so viele. Die 15 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union hatten 1990 12 Millionen Studierende in der Hochschulausbildung. In den USA gab es ca. 13,5 Millionen. Diese Zahlen sind im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch weiter gestiegen.

Der Wandel der Hochschulausbildung hat nicht nur weitreichende Auswirkungen auf die Kenntnisse der Arbeitskräfte, sondern auch auf das in der Gesamtbevölkerung zirkulierende kulturelle Kapital.¹³ In den 1990er Jahren gab es mehr akademisch gebildete Menschen als je zuvor. Ihre Nachfrage nach kulturellen Konsumgütern verschiedenster Art war offensichtlich. Die »Kulturindustrie« war in einer idealen Ausgangslage für massives Wachstum. Der Markt war da, die Zielgruppe für kulturellen Konsum ebenfalls, und nach zwei Jahrzehnten entsprechender Sparpolitik auch die – mehr oder weniger großzügige – staatliche Subventionierung der Pflege des Erbes der Vergangenheit.¹⁴

Der zur Zeit in Florenz lehrende britische Wirtschaftshistoriker Alan Milward hat auf den materiellen Hintergrund der beiden kulturellen Schlüsselbegriffe »Erben« und »Stiften« hingewiesen. Der Memory-Boom ist seiner Meinung nach schlicht auch deswegen entstanden, weil sowohl die Öffentlichkeit als auch der Staat über ausreichendes Einkommen verfügten, um ihn sich zu leisten. Milward stellt dies in einer Rezension einiger Bücher über Erinnerung und Geschichte in Europa im *Times Literary Supplement* folgendermaßen dar:

13 OECD, *Educational Statistics Yearbook*, Bd. 1, *International Tables*, Paris 1974, Tabelle 7, S. 20; Eurostat *Yearbook* 1998/99; *A Statistical Eye on Europe* 1987-1997, Brüssel 1999, Tabelle 12, S. 123.

14 In diesem Zusammenhang spricht Nora von Vermächtnis. Siehe etwa in ders. (Hg.), *Science et conscience du patrimoine: Entretien du patrimoine*, Theatre national de Chaillot, Paris, 28.-30. November 1994, Paris 1997.

Die Medien sind die Verbrauchermärkte für den Konsum der Erinnerung. Die strenge moralische und methodologische Ablehnung früherer historischer Moden ändert nichts an der Tatsache, daß diese neueste Mode wie ihre Vorgängerinnen von eben doch sehr positivistischen Kräften des wachsenden Reichtums und Einkommens vorangetrieben wird. Die Geschichte der Erinnerung repräsentiert das Stadium des Konsums, in dem ihr neuestes Produkt, die »Ego-Geschichte«, nicht nur Bilder des Selbst, sondern auch sich selbst vermarktet.¹⁵

Es gibt Unterschiede zwischen den europäischen Ländern, und es wäre zu prüfen, inwiefern etwa auch die deutsche Geschichte in Milwards bissige Interpretation paßt. Im britischen und französischen Fall, die ich beide besser kenne, gibt es diese Symmetrie zwischen wirtschaftlichen und kulturellen Trends, die wir auf eigene Gefahr hin ignorieren.

Sich mit Erinnerung zu befassen, ist eine Frage des Einkommens und der freien Zeit. Milward hat eine interessante Theorie: Reichtum hat es ermöglicht, Identität in einen Gebrauchsgegenstand zu verwandeln, der von jedem in seiner (stetig zunehmenden) Freizeit konsumiert werden kann. Eine »gemeinsame« Identität bedeutet in diesem Sinne, dieselben Erzählungen über die Vergangenheit zu vertreten, von denen viele bereits zu Stein und Mörtel erstarrt sind – festes kulturelles Kapital. Nutzt man dessen Attraktivität, wie dies bei den stattlichen Heimen und Gärten des Britischen »National Trust« der Fall ist, können Stiftungs- und Erbschaftsbranchen zu einer profitablen Industrie in den Marktnischen für die entsprechenden Zielgruppen werden. Erinnerung zu vermarkten, hat sich in einem großen Konsumboom von Bildern der Vergangenheit ausgezahlt – in Filmen, Büchern, Artikeln und in letzter Zeit auch im Internet und im Fernsehen. Eine ganze Industrie hat sich *blockbuster*-Ausstellungen in Museen verschrieben, deren Besucher nur noch auf immer spektakulärere Angebote reagieren. Geschichte verkauft sich, insbesondere als Biographie oder Autobiographie, oder, um mit Milward (und Pierre Nora) zu sprechen: als Ego-Geschichte.¹⁶

Der britische Satiriker Julian Barnes hat mit seiner 1998 veröffentlichten futuristischen Parodie *England, England*¹⁷ eine wunderbare *reductio ad absurdum* dieses Phänomens geschaffen. Warum sollten Touristen reisen müssen, um die Ikonen britischer Geschichte wie Big Ben, die Kathedrale von Lincoln und den Hadrianswall zwischen Schottland und England zu konsumieren? Macht es nicht weit mehr Sinn, das Publikum auf die überschaubare *Ilse of White* im Ärmelkanal zu verfrachten, um ihm dort auf engstem Raum eine Imitation all dessen *en miniature* zu bieten, was »England« bedeutet?

Das humoreske Potential dieser Geschichte einmal beiseite gelassen: Das Geschäft mit der Geschichte ist in der Tat noch nie so profitabel gewesen. Lohnend wäre es, präzisere Daten darüber zu erheben, wie kulturell Konsumierende welche Entscheidungen treffen. Nach meinem Gefühl ist zum Beispiel die Wachstumsrate der Besucher des Imperial War Museums, des British Museums und Madame Tussauds in London in den letzten zwei Jahrzehnten höher gewesen als die von Rockkonzerten oder Sportveranstaltungen. Dies ist nur eine Vermutung, aber eine, die es genauer zu verfolgen wert wäre.

15 Alan S. Milward, *Bad Memories*, in: *Times Literary Supplement* v. 14. April 2000, S. 8.

16 Pierre Nora (Hg.), *Essais d'ego-histoire*, Paris 1987.

17 Julian Barnes, *England, England*, London 1998.

Wohlstand und Reichtum haben bekanntlich noch einen weiteren Nebeneffekt: die Veräußerlichung. In bezug auf den Memory-Boom könnte dementsprechend ein Faktor für seine Entstehung die Verlagerung des inneren Diskurses der Psychoanalyse in den öffentlichen Raum sein. So wie Woody Allen der Psychoanalyse als Droge einer Lebensart Popularität verschaffte, hat die fast universelle Verbreitung der Therapiekultur für diejenigen, die es sich leisten können, Erinnerung zu einer leicht verdaulichen Ware gemacht.

4. Geschichte und Familiengeschichte: Träger der Überlieferung

I 2

Bisher habe ich versucht, einige politische und wirtschaftliche Voraussetzungen für den derzeitigen Memory-Boom zu skizzieren. Es gibt noch eine weitere wichtige Ebene, die ebenfalls eher demographisch als politisch ist und sich mehr auf Familien als auf den Staat bezieht. In unserem Beruf sollten wir dankbar sein, daß Geschichte sich verkauft. Ein Grund für Geschichte als beliebte und einträgliche Branche ist, daß sie die Einbettung von Familiengeschichten in ein größeres, umfassenderes Narrativ ermöglicht. Man kann die zunehmende Verbreitung und finanzielle Solidität von Museen wie auch die Einträglichkeit erzählender Literatur über die Kriege des 20. Jahrhunderts verstehen, wenn man sie als Orte betrachtet, in denen sich Familiengeschichten in einen weiteren, zuweilen universellen Zusammenhang stellen lassen. In England waren nicht wenige Großeltern dem deutschen »Blitz« ausgeliefert. Nun können sie mit ihren Enkeln zur »Blitzerfahrung« ins Imperial War Museum in London gehen, in einen nachgebildeten Bunker, in dem man einen Angriff deutscher Flieger »überstehen« kann. Solche nachträglichen Inszenierungsversuche von Kriegserfahrung sind attraktiv, denn sie zielen auf die Verbindung zwischen Generationen, besonders zwischen Alten und Jungen, zwischen Großeltern und Enkeln, oftmals über die konfliktbeladenen Beziehungen mit den Eltern – der Generation dazwischen – hinweg. In den sechziger und siebziger Jahren verwies dieser Zusammenhang auf den Ersten, später dann auf den Zweiten Weltkrieg.

Viele historische Bestseller, die im Ersten Weltkrieg spielen, sind Familienromane, wie etwa Jean Rouauds *Les champs d'honneur*, dem Gewinner des Prix Goncourt des Jahres 1991,¹⁸ Sebastian Japrisots bewegender *Un long dimanche de fiançailles*,¹⁹ Pat Barkers Trilogie über den Großen Krieg,²⁰ oder aber auch Sebastian Faulks *Birdsong*.²¹ Barker hat eine Fortsetzung geschrieben, deren Hauptfigur, ein mittlerweile hundertjähriger Veteran, der Großvater des Erzählers ist.²² Faulks hat in einem späteren Roman über den Zweiten Weltkrieg die Geschichte einer Übertragung traumatischer Erinnerung zwischen Vater und Tochter beschrieben.²³

Es gibt tiefe historische Spuren der Verbindung mehrerer generationeller Kohorten, die sich in dieser literarischen Landschaft durch die Zeit bewegen. Die heutigen Großeltern waren nach dem Krieg 1914-1918 Kinder, und ihre Geschichten – Fa-

18 Jean Rouaud, *Les champs d'honneur*, Paris 1990.

19 Sébastien Japrisot, *Un long dimanche de fiançailles: roman*, Paris 1991.

20 Pat Barker, *Regeneration*, New York 1991; Ders., *The Eye in the Door*, New York 1993; ders., *The Ghost Road*, New York 1995.

21 Sebastian Faulks, *Birdsong*, London 1993.

22 Pat Barker, *Another World*, London 1998.

23 Sebastian Faulks, *Charlotte Gray*, London 1998.

miliengeschichten – sind nun in die Geschichtswissenschaft und Literatur, in Ausstellungen, Museen und sonstige historische Wallfahrtsorte eingebettet, in all diejenigen Institutionen, die dem Memory-Boom zu weiterer Blüte verhelfen. Die Verbindung zwischen Alten und Jungen – heute durch die höhere Lebenserwartung deutlich intensiviert – ist im Konzept der Erinnerung so zentral, daß uns ihre Bedeutung vielleicht einfach entgangen ist.

Ich möchte an dieser Stelle eine persönliche Erfahrung beschreiben, die diesen Punkt illustriert. Ich hatte das Privileg, als einer der Verantwortlichen am Aufbau eines internationalen Museums des Ersten Weltkriegs zu arbeiten, das in Péronne im Département Somme liegt, eine Stunde nördlich von Paris. Péronne war während der Schlacht um die Somme im Jahre 1916 ein deutsches Hauptquartier. Das Museum war aus der Gunst eines spezifischen, vergänglichen Augenblicks generationeller Verständigung in den achtziger Jahren entstanden, als Geschichte gerade im Begriff war, Familiengeschichte zu werden. Wir konnten daher Aspekte der Geschichte zur Anschauung bringen, die bisher noch nicht in die französische Meistererzählung des Krieges eingeschrieben worden waren. Familienerinnerungen, die zum Teil traumatisch waren, ließen sich plötzlich zur Rechtfertigung einer beträchtlichen finanziellen Investition in französische Geschichte ins Feld führen, der bis dahin nur sehr wenige Franzosen grundlegende Bedeutung zugemessen hatten. Über Verdun, das andere große Desaster des Jahres 1916, hatte man die Schlacht an der Somme in Frankreich vergessen, trotz der Tatsache, daß dort 200.000 französische Soldaten ihr Leben gelassen hatten.

Der Mann, der nun die Gelegenheit beim Schopf ergriff, war Max Lejeune, Präsident des Conseil Général und Verteidigungsminister zur Zeit der Suezkrise. Er war ein für die Vierte Republik typischer Politiker: Wohl bekannt mit den Pariser Machtkämpfen, beruhte sein eigentlicher Einfluß aber auf seinen politischen und persönlichen Pfründen und der Anhängerschaft in seinem eigenen Département Somme. Tourismus war ihm wichtig, aber auch das Gedenken an seinen Vater, einem *ancien combattant* der Schlacht an der Somme, der aus dem Krieg als kranker Mann heimgekehrt war. Die Kindheit, an die sich Lejeune erinnerte, war keine glückliche – der Krieg hatte seinen Vater gebrochen –, und eine Generation später, in den 1980er Jahren, wollte sein Sohn Max Lejeune einen Weg finden, diese Erinnerungen zur Ruhe zu bringen.

Die Idee eines Museums entsprang für Lejeune aus seiner eigenen Familiengeschichte. Aber sein tieferes Verständnis war, daß solch ein Museum ein Mittel sein konnte, die nationalen Narrative in Familienerzählungen zu übersetzen und so für ein sehr breites Publikum verschiedener Nationalitäten attraktiv zu gestalten. Auf diese Weise konnte das Museumsprojekt französische Kinder am Ende des 20. Jahrhunderts mit Lejeunes eigener Kindheit der zwanziger und dreißiger Jahre und einer noch vom Krieg überschatteten Welt in Berührung bringen. Es konnte auch das Auseinanderfallen Europas in den Jahren zwischen 1914 und 1918 so beschreiben, daß die dringende Aufgabe der europäischen Integration achtzig Jahre später als notwendige Folge erschien. Es konnte die in Familienerzählungen allgegenwärtige Nostalgie mit einer Lektion in Staatsbürgerkunde über die Zukunft eines neuen Europas verbinden.

Lejeunes Macht und sein gesellschaftliches Ansehen sicherten die finanzielle Unterstützung für den Aufbau des Museums. Letztendlich hat das Museum 100 Millionen Francs gekostet. Der Vorschlag, ein Forschungszentrum anzugliedern und es

bis auf den heutigen Tag im jährlichen Budget miteinzukalkulieren, stammt ebenfalls von Lejeune, da seiner Meinung nach ein Museum ohne Forschung mit der Zeit verkümmern würde. Historische Debatten ständig in das Museum miteinzubeziehen, Aufbaustudien für Menschen überall auf der Welt, die über den Großen Krieg arbeiten, zu finanzieren, sind Schritte, die dieses Projekt gestärkt und sein Überleben gesichert haben. Ohne Familiengeschichte (und französisches Geld) wäre all dies allerdings nicht möglich gewesen.

Diese Erfolgsgeschichte sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß es schwierigere, unbequeme Kriegserinnerungen gibt, die sich mehr als ein halbes Jahrhundert nach 1945 gegen ihre Freilegung sperren. Der Memory-Boom hat es auch ermöglicht, daß Menschen ihre eigenen Erinnerungen hinter anderen verstecken. In Frankreich und anderswo etwa helfen die Narrative über den Ersten Weltkrieg, persönlichen und nationalen Geschichten über den Zweiten Weltkrieg auszuweichen. Das gilt für den Ersten Weltkrieg keineswegs überall: In Rußland etwa ist er aus dem öffentlichen Diskurs einfach verschwunden, überschattet von der Revolution von 1917 und dem darauffolgenden Bürgerkrieg. Wo jedoch Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg unangenehme Fragen aufwarf, waren viele Menschen froh, zusammen mit dem französischen Troubadour Georges Brassens zu singen: *»qu'est-ce quelle c'est la guerre que je préfère, c'est la guerre de ,14-18'«*.

5. Familienerinnerung, traumatische Erinnerung und Krieg

Die für manche so bequeme Überblendung der Erinnerung eines Krieges über den anderen geschieht in den skizzierten Beispielen durchaus bewußt und absichtlich. Andere Menschen können sich bezüglich der Macht über ihre Erinnerung nicht so glücklich schätzen. Bei ihnen finden wir eine Form des Geschichtenerzählens vor, die davon geprägt ist, daß sie sich nicht kognitiv steuern läßt: die sogenannte traumatische Erinnerung. Das Verständnis für die Bedeutung dieser Art von Erinnerung ist eines der herausragenden Merkmale des heutigen Memory-Booms. Ich benutze diesen Begriff, um einen verborgenen Fluß von Erinnerung zu benennen, der zum ersten Mal als Folge des Ersten Weltkriegs diskutiert wurde, und dem seit den 1980er Jahren wachsende Aufmerksamkeit zukommt. Als *post-traumatic stress disorder* (PTSD) ist er zum Überbegriff für das Leiden derjenigen geworden, die aus der Vergangenheit nicht herauskommen. Der Memory-Boom des späten 20. Jahrhunderts kam zum Teil auch durch unsere verspätete Akzeptanz der Tatsache zustande, daß unter uns, also in unseren Familien, Männer und Frauen leben, die von ihren traumatischen Erinnerungen überwältigt worden sind. Kriegsveteranen trugen Narben solcher Erinnerungen, auch wenn sie äußerlich unversehrt schienen. Das Bild des kriegsneurotischen Soldaten war 1945 verbreitet,²⁴ aber schon während des Zweiten Weltkriegs wurde der neue Begriff für psychische Verwundungen, die »Kampfmüdigkeit«, ein unvermeidbarer Bestandteil der Militärmaschinerie. Holocaustopfer hatten wieder eine andere Geschichte zu erzählen, und sie mußten sich die seit dem Ersten Weltkrieg zur Verfügung stehende Diagnose »Trauma« erst aneignen. Das galt ebenso für die Kunst des Gedenkens wie auch für die medizinische Versor-

24 LaCapra, *History and Memory After Auschwitz*, S. 8.

gung. Der Große (Erste) Krieg hatte bereits sprachliche Kategorien geschaffen, die nötig sind, um die traumatischen Erinnerungen der Opfer des Zweiten Weltkriegs, des Vietnamkriegs und anderer Konflikte als solche zu benennen.

Dies gilt insbesondere für die Psychiatrie, welche die Diagnose PTSD – früher »Kriegsneurose« oder »Frontneurose« genannt – erst 1980, kurz nach dem Ende des Vietnamkriegs, als medizinisches Krankheitsbild anerkannte. Und nachdem hierdurch PTSD als ein Syndrom etabliert war, konnten mit Berufung auf die Diagnose Forderungen rechtsgültig werden – auf Pensionen, medizinische Versorgung, öffentliches Mitgefühl. In den USA bürgerte die Diagnose PTSD den Status des Vietnamveteranen ein. Durch diese Legitimierung wurden deren Traumata – ebenso wie diejenigen von Opfern urbaner, sexueller oder familiärer Gewalt – behandelbar.²⁵ Man erkannte, daß in all diesen Fällen Gewalt Spuren hinterlassen hatte, die wir heute als »traumatische Erinnerung« bezeichnen.

In diesem Bereich ist in den letzten dreißig Jahren ein immenser Fortschritt auf dem Gebiet der Neurowissenschaften erzielt worden. Die Biochemie traumatischer Erinnerung ist zur Zeit ein Feld aktiver Forschung, und man hat bereits mehrere Wege identifiziert, die helfen, zwischen verschiedenen Mechanismen von Erinnerung zu unterscheiden. Die »Biochemie traumatischer Erinnerungen« beschreibt einen Verlauf, nach dem Erinnerungen zunächst verdrängt werden und dann durch bestimmte äußere Stimuli unkontrollierbar hervorbrechen. Die Welt der Neurologie hat demnach ihren eigenen Memory-Boom gehabt, der seinerseits geholfen hat, den wissenschaftlichen Charakter und die entsprechenden Referenzen zum Begriff des »Traumas« zu etablieren.²⁶

Literatur und literarische Erinnerungen haben ebenfalls einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung und Popularisierung des Begriffs der traumatischen Erinnerung geleistet. Das trifft seit dem Großen Krieg und auf die Gedichte von Wilfred Owen zu, der den Krieg nicht überlebt hat, und auf Ivor Gurney, der ihn zwar überstand, aber den Rest seines Lebens in einer psychiatrischen Klinik verbrachte. Die meisten Veteranen mögen sich in die Stille zurückgezogen haben, aber es gab etliche Geschichtenerzähler unter ihnen, die uns bis zum heutigen Tage lehren, was Trauma bedeutet. Virginia Woolfs Buch *Mrs. Dalloway* von 1925 ist ein ergreifendes Beispiel dafür – die Figur des Septimus Smith ist geprägt von ihrer Begegnung mit ihrem Schwager und seinem seelischen Zustand. Stünden mir mehr Seiten zur Verfügung, würde ich gerne noch auf einige andere Geschichtenerzähler und ihre Rolle im öffentlichen Verständnis traumatischer Erinnerung als Phänomen des Familienlebens im 20. Jahrhundert eingehen. Nur zwei wichtige Bücher möchte ich in diesem Zusammenhang noch nennen: David Grossmanns *See under Love* und Peter Balkians *The Black Dog of Fate* sind wunderbare Beschwörungen dieser Stimmung des Erinnerens.

25 Laurence J. Kirmayer, *Landscapes of Memory: Trauma, Narrative, and Dissociation*, in: Paul Antze/ Michael Lambek (Hg.), *Tense Past: Cultural Essays in Trauma and Memory*, London 1996, S. 173-198.

26 Vgl. vor allem Allen Young, *The Harmony of Illusions*, Princeton 1995; auch Daniel Schachter (Hg.), *Memory Distortion: How Minds, Brains and Societies Reconstruct the Past*, Cambridge (Mass.) 1995.

6. Ausblick

Der Memory-Boom des späten 20. Jahrhunderts reflektiert komplexe Deutungsmuster des Leidens, politischer Aktivitäten, Forderungen nach Anerkennung, generationellen Wohlstands, wissenschaftlicher Forschung, philosophischer Reflexion und Kunst. Es könnte noch einiges mehr über die Überschneidungen dieser breiten Strömungen mit Entwicklungen innerhalb der historischen Profession selbst hinzugefügt werden. Die erste könnte man unter der Überschrift »kulturelle Wende« abhandeln. Das sind jedoch interne Fragen der Zunft.

16

Von größerer Bedeutung sind Resonanz und Virulenz des Begriffs »Erinnerung« außerhalb der Akademie. Dies beruht auf seinem Potential als Metapher, die nicht zuletzt für eine weitreichende Verunsicherung steht, wie angemessene Entwürfe von Vergangenheit aussehen könnten. Für die Geschichtswissenschaft wird in den nächsten Jahren die Herausforderung darin bestehen, die verschiedenen Ebenen eigener Verunsicherung, allgemeiner Interessenslagen und des vorherrschenden Enthusiasmus für Erinnerung durch stringente und empirisch gesicherte Aussagen über die Frage, was Erinnerung jeweils tatsächlich ist und was sie in der Vergangenheit war, zu verbinden. Das einzige, was im Moment feststeht, ist die Allgegenwärtigkeit des Begriffs. Wir sollten uns nichts vormachen und glauben, daß wir diesen Begriff alle auf die gleiche Art verwenden. Aber so wie wir Worte wie Liebe und Haß verwenden, ohne je ihre ganze Bedeutung zu überblicken, werden wir sicher auch »Erinnerung« weiter benutzen, die historische Signatur unserer Generation.

(Aus dem Englischen übersetzt von Adina Stern)